

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

9.

Sonnabend, am 20. Januar 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Immer, nimmer.

Ich behaupte, Freunde, immer,  
wahres Glück dahier giebt's nimmer!  
Denn mitunter laufen immer  
Leiden ein; doch soll man nimmer  
deshalb trauern, sondern immer  
sich des Daseins freuen; nimmer  
ganz verzweifeln. Aber immer  
auch nicht jubeln, jächzen; nimmer  
sich vergessen, sondern immer  
seines Endes denken. Nimmer  
ew'ge Treue fordern! Immer  
Freundschaft heilig halten; nimmer  
unersättlich streben; immer  
wohlthun und verzeihen. Nimmer  
nur nach Reichthum jagen; immer  
sparsam, Ordnung halten; nimmer  
leere Würden suchen; immer  
innern Werth nur schätzen! Nimmer  
sich der Sinnlust weihen; immer  
Kunst und Wissen schätzen; nimmer  
allen Frauen huld'gen; immer  
Einer ganz gehören! Nimmer

„immer werd' ich!“ sagen. Immer  
seine Schwäche kennen; nimmer  
streng, voll Nachsicht immer  
gegen uns're Brüder sein!

G. Kaschk.

### Moderne Lebensbilder

von

Julius Moser.

(Schluß.)

Jetzt hielt der Wagen am Rococopalais, der  
Kutschentritt flog herunter, die Thür auf, und  
das speculative Ehepaar stieg aus.

Der Doctor zog die Schelle an der Thür  
und zankte: „Es ist mit dem alten Hausmanne  
nicht mehr auszukommen; statt aufzupassen und  
die Thür zu öffnen, träumt er und schläft wohl  
gar.“ Er zog die Klingel nochmals. Das Kling-  
kling! verhallte, Niemand ließ sich darin hören.  
„Bei meinem Stiefelknecht!“ schwur der Philo-  
soph, „ich jage morgen den alten Menschen weg!“

— „So hast Du schon hundert Mal geschworen und es Dir vorgenommen!“ versetzte Frau Henriette, „Du machst doch keinen Ernst damit!“ — „Horch!“ rief jetzt Docht empört, „ich glaube, der alte Mensch betet und singt und läßt uns bei aller Religion hier außen erfrieren; den Schnupfen habe ich ohnedies schon!“ Kling! Kling! Kling!

Jetzt hörten sie drinnen eine Thür knarren, und langsam mit fistulirendem Gesange kam der Hausmann die Hausflur vor, daß man die Worte verstehen konnte:

Wenn mein Gewissen mich verklagt  
Und meine bange Seele sagt,  
So kann dein Mittlertod allein  
Mir Trost und Freudigkeit verleih'n!

Docht zog feuerläutend die Schelle; jetzt drehte sich der Schlüssel im Schlosse, die Thür ging auf und Docht fuhr den frommen Sänger an:

„Sein Gewissen? — Sein Verstand sollte Ihn verklagen, daß Er ein pflichtvergessener, alter Schwärmer ist! — Seine alberne Seele sollte sagen, daß ich Ihn morgen fortschicke; und Sein Aberglaube ist gerade schuld, daß Er fort muß!“ — „Herr Doctor werden doch nicht,“ versetzte zingend und bittend der ehrliche David, „einen alten Mann in's Elend stürzen?“ — „Nun sieht Er,“ versetzte Docht, „was für Trost und Freudigkeit aus Seinem Gesange und Aberglauben herauskommt!“ — „Darf ich denn nicht mehr an meinen Herrgott glauben?“ — „Wer ist denn das?“

David, irre gemacht an sich, Gott und Welt, verstummte. Er leuchtete seiner Herrschaft auf der einen Seite der prachtvollen, alten, elliptischen Doppeltreppe hinauf, jedoch nur bis zu dem Absatz, wo eine Thür rechts ab und in die traulicheren Gemächer führte, welche unter den Prachtzimmern und Sälen sich befanden und sonst die Dienerschaft des früheren, üppigen Besitzers inne hatten.

Frau Henriette hatte ihre gute Laune verloren. Sie sagte mit dem ihr eigenen, kleinlauten Tone, welchen sie in der Gemüthsverstimmung hatte, und mit einem frostigen Ruffe: „gute Nacht!“ und ging in ihr Zimmer.

Sie hatte in der That ihrem Manne aus Liebe ihre Hand gegeben, er aber hatte so lange mit kaltem Eiswinde in den blühenden Kirschbaum der Flitterwochen hineingeblasen, bis die

Blätter alle abgefallen waren, ohne Aussicht auf süße Früchte zu hinterlassen.

Sie befand sich in demselben Falle, wie jener Brunnengräber in Resina, welcher nach Wasser grub und plötzlich in das verschüttete Herculanium hinabsank, nur mit dem Unterschiede, daß jener eine alte, ihm fremde Welt, sie aber eine ihr wohlbekanntere Welt wieder entdeckte, in welcher alle ihre früheren Anbeter wie schöne, junge Götter um sie her standen.

Mit einem jeden von ihnen mußte Docht eine Vergleichung sich gefallen lassen, und keine fiel zu seinem Vortheil aus.

Das Gemüth der Frauen ist wie gährender Most, es zersprengt am Ende alle Reifen, wenn es keinen Raum findet, sich auszudehnen und hineinzuströmen in den Aether der Liebe.

Das Gemüth der Frauen ist immer thätig, sich in der Liebe zum Manne zu entusiastmiren, es will den Mann immer wieder jung und neu sehen, denn der rechte Mann ist immer jung und neu in den Thaten, in denen er seinem Leben Gestalt geben soll.

Das Weib wird eher einen thätigen Bösewicht lieben, als einen braven Familienvater, der keine Idee verwirklichen kann.

Daher giebt es in unseren Tagen so wenig glückliche Ehen, weil es in ihnen keine Thaten giebt, welche die Männer bei ihren Frauen in Respect setzen.

Docht hatte jedoch nicht das Glück, andere Thaten als die eines Journalisten und Correspondenten zu verrichten, mithin nur Thaten Anderer zu besprechen und die Nothwendigkeit derselben zu leugnen.

Frau Henriette hatte sich das Alles nicht klar gemacht, sie fühlte zwischen sich und Docht eine Lücke und gerieth auf denselben Einfall, welcher in dieser Zeit überall Beifall findet, sie mit dem Glauben auszufüllen.

Dieser fehlte ihrem Manne, diesen wollte sie ihm gern und darin zugleich sich selbst die Schwärmerie der ersten Liebe wiedergeben, sie wußte nur nicht wie.

In dieser Absicht kam sie auf den Einfall, den Baron von Wandelstein zu Hilfe zu rufen, welcher ja auch ihrem Vater einen Haltpunkt gegeben hatte.

Sie hörte jetzt den Pantoffelschritt ihres Mannes in die Schlafstube schlarfen und bald darauf in ihr Zimmer herein die so idealwidrigen Schnarchlaute seines ersten Schlummers.

Vor innerer Gemüthsbewegung hatte sie noch immer nicht Zeit gefunden, den Harlekinsrock von sich zu werfen; nur der Filtrirack der Müse lag am Boden und ihre aufgelösten Haare rollten in goldnen Wogen über ihre Halskrause herunter. Sie zog jetzt die engen, rothsaffianen Stiefelchen aus, fuhr in die weichen Babuschen, nahm einen Bonbon zwischen ihre weißen Perlzähne und setzte sich an das Schreibpult.

Der Erzähler und Leser dieser Geschichte darf der schönen Frau über die Schulter hinweg auf die Briefmappe blicken, welche sie aufgeschlagen hat, um ein Billet an Wandelstein zu schreiben. Sie probirt die Stahlfeder auf dem Fingernagel und wir lesen jedes Wort ihr unter der Feder weg:

„Lieber Baron!

So habe ich Sie wiedergesehen, Sie, den ersten Mann, zu welchem ich schüchtern emporgeblickt, wie zu einem von Gott in diese Zeit herabgesendeten Messias! — Wie Sie uns verließen, war ich noch ein traumbefangenes, glückliches Mädchen, das betete, ohne zu fragen, warum, das sang, ohne zu ahnen, was, und weinte und lachte, ohne zu wissen, weshalb? — Das ist nun vorbei, der Mann, welchen ich mein nenne, hat mich gelehrt, über Alles nachzudenken. So habe ich denn auch darüber nachgedacht, warum unsere Ehe so langweilig geworden ist. Da hat er denn drei Gedanken — den einen, daß Gott nichts ist, als das Bewußtsein eines Menschen von ihm selbst, daß jede Nation als solche nichts sei, als eine Heerde Thiere, welche — instinkartig unter einander herumliefen, der Staat aber Alles, und daß nur die Franzosen wahre Menschen wären. Mit diesen drei Würfeln klappt er den ganzen Tag herum und findet damit wie ein Mensch, der ein Punktirbuch zu Rathe zieht, mit ihrer Hilfe auf jede Frage die Antwort. Da verdorrt nun Alles um uns her, und ich bin dadurch — wirklich nicht so ganz glücklich, wie ich es sein könnte; denn

ich habe ihn erst recht herzlich geliebt und ich weiß nicht, wie es doch anders in mir wird.

Wenn ich zu Gott um Erleuchtung bete, werde ich von ihm gescholten, weil ich doch nur zu mir selbst bete; weine ich, so nennt er dies eine wohlthätige Bewegung meiner Thränen- drüsen, und schmolle ich, so meint er, ich würde schon wieder logisch denken lernen.

Das Alles füllt mein Herz bis zum Zerspringen, und ich mußte Jemand suchen, den ich mich anvertrauen, den ich um Rath fragen kann.

Ich selbst bin der Meinung, daß es besser würde, wenn mein Mann wieder zum Glauben gebracht werden könnte! — Ewig würde ich Ihnen dankbar bleiben, wenn Sie mir das Glück meines Hauses zurückgäben. Sie haben mich vor einer Stunde so mild gefragt: ob ich glücklich sei? — Sie wissen nun, ob ich es bin!

Sie können leicht Zutritt in unser Haus haben, wenn Sie zu uns kommen, um es in Augenschein zu nehmen, denn mein Mann will es verkaufen.

Nun gute Nacht, oder guten Morgen, Freund meines Vaters! Lassen Sie mich nicht ganz ohne Trost und bringen Sie ihn mir selbst.

Henriette, verhehlichte Doctor Docht, geborne Mehlhose.“

Wir haben genug gesehen, gehört und gelesen. Gute Nacht, du armes, schönes Weib!

### Supplemente.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich kenne andere Damen, die Muster von Frauen wären ohne ihren schauderhaften Mangel an Ordnungsliebe. Natürlich spreche ich nicht von gelehrten Frauen. Die genießen in der Hinsicht eine Reputation, welche bekanntlich die moralische Farbenlehre veranlaßt hat, staubfarben für blau zu erklären. Nein, jene Damen sind nur im Punkte der Ordnungsliebe literarisch. Ihre Kleider und Schuhe stehen und liegen, wo sie

heute oder vorgestern abgelegt und ausgezogen worden sind; ihre Toilettentische — ich habe sie gesehen, beschreiben will ich sie nicht. Gene Damen verkehren viel mit der Welt und geben viel auf die Meinung der Welt, kleiden sich deshalb nach Möglichkeit elegant und haben elegante Visitenzimmer. Aber au reste, und nicht au reste allein gleicht dieser helle Zwischenraum einem Wintertage im hohen Norden; der Tag ist kurz, die Nacht ist lang. Hier thut ein Supplement Noth und macht sich reichlich bezahlt. Was der Prinzipalin fehlt, muß das Supplement im Extrem besitzen, eine so raffinirte, peinliche Ordnungsliebe, daß ein Zwirnfaden auf der Diele Kopfweh, ein staubiger Tisch Herzbeklemmung, ein in die Ecke des Sopha's gestecktes Wischtuch Nervenzucken und das Erscheinen der Kinder mit schnupftuchbedürftigen Nasen Ohnmacht verursacht. Die Frage, ob das Supplement weiblichen oder männlichen Geschlechts sein soll, beantwortet sich in gegenwärtigem Falle fast von selbst. Wie im Allgemeinen Zeitsinn das Monopol der Männer, so ist in der Regel Ordnungssinn das Monopol der Frauen. Deshalb dürfte ein gutes weibliches Supplement schon für den gewöhnlichen Lohn einer guten Kammerjungfer zu erlangen sein. Aber sie muß höher, bedeutend höher stehen als die Zofe, muß unbegrenzte Vollmacht haben, muß eine Art Duenna sein, und kein Ehemann, der an seiner Frau und in seinem Hauswesen Ordnung liebt, wird Bedenken tragen, ihr die Vollmacht zu geben. So müßte sie Erlaubniß haben, die Herrin zum Wechseln der Wäsche zu zwingen, und streng auf die Stunde halten, wo die Herrin das Bettnegligé abstreifen soll. Besitzt die Dame die unglückliche Leidenschaft, in ungebührlich langer Bequemlichkeit auf ihrem Schlafzimmer zu bleiben, so muß das Supplement berechtigt sein, die ganze Dienerschaft aufzubieten, um mittelst Scheuerns, Kehrens, Bürstens, Ausklopfens und jedes denkbaren Staubmachens die Dame aus dem Schlafzimmer in das comfortable Wohnzimmer zu treiben. Möglich, daß eine andere Dame die unangenehme Leidenschaft hat, lange vor Schlafengehen Nachttoilette zu machen, es damit entschuldigend, daß außer ihrem Manne Niemand sie sehe. Da muß das Supplement gemessenst angewiesen sein, sämtliche zur Nacht-

toilette erforderlichen Gegenstände unter Schloß und Riegel zu halten, und erst herauszugeben, wenn es Zeit ist. Hat das Kleid, der Shawl, der Strumpf ein Loch, muß das Supplement gegen beabsichtigtes Tragen ein absolutes Veto haben, mit der Befugniß, die Dame einzuschließen und hungern zu lassen, bis sie den Defect eigenhändig ausgebessert. Ich weiß, was man einwenden wird. Man wird einwenden, das gehe nicht, solche Behandlung vertrage sich nicht mit der bürgerlichen und häuslichen Stellung einer verheiratheten Frau. Gut; aber die verheirathete Frau ist im Punkte der Ordnungsliebe eine Ausnahme ihres Geschlechts, und sie von einer übeln Gewohnheit zu befreien, mit einem Worte, sie zu bessern, der Zweck. Sollte der nicht die ausnahmsweise Behandlung rechtfertigen? Und dann habe ich eine zu günstige Meinung von den Frauen, um im Entferntesten zu zweifeln, daß eine einmalige Behandlung der Art den Zweck vollkommen erreichen wird. Finden sich jedoch überwiegende Bedenken, wohl an, so mag das Supplement ein Verzeichniß der von der Dame begangenen Ordnungssünden halten und am Schlusse der Woche dem Eheherrn vorlegen. Jede Sünde würde von einer bestimmten Zahl repräsentirt; der Eheherr summirt die Zahlen und straft für den Gesamtbetrag. Beim Frühstück en papillotes erscheinen, zählte z. B. 2; ein zerrissener Morgenrock 3; ein niedergetretener Schuh 4; das Liegenlassen eines Unterkleides am unrichten Orte 5; das Verlegen eines Schlüssels 6; ein beschmutzter Finger 20, u. s. w. 30 und darunter verwickelte die oder die, 50 und darunter diese oder jene Strafe, und so in fühlbar steigendem Verhältniß. Welcher Art die Strafen sein sollen, ermesse der Gemahl. Am wirksamsten dürften diejenigen sein, die den Geschmack und die penchants treffen. Schon die Verweigerung eines Kleides, eines Hutes würde bisweilen zur Besserung führen.

Giebt es nun aber achtbare Frauen ohne Sinn für Zeit und Ordnung, so giebt es auch achtbare Männer ohne Sinn für den Werth des Geldes. Sie kümmern sich wenig, Geld zu verdienen, noch weniger, Geld zu verthun. Und was ein Widerspruch scheint, aber keiner ist, häufig verthun sie eine große Menge Geld, die sie gar nicht verdient haben. Das ist für außerdem so vortreffliche und

liebenswürdige Männer ein recht übler Umstand, denn der Himmel mag wissen, wie es kommt, aber die meisten Menschen sind in ihrem diesfalligen Urtheile unbändig streng und intolerant. Ich möchte behaupten, die menschliche Natur in der civilisirten Gesellschaft hat keine Schwachheit aufzuweisen, die so viel bösen Leumund, so feindliche Verfolgung nach sich zieht, wie jene Blindheit gegen den Werth des Geldes. Damit behaftete Männer werden oft aus den geselligen Kreisen gestoßen und in den Schuldthurm gesteckt, oder müssen das Land meiden und in Amerika tagelohnen. Viele haben sich deshalb schon eine Kugel durch den Kopf gejagt, und selbst die Glücklichen sind jedenfalls in die fürchterlichsten Verlegenheiten gerathen. Hier also ist Platz für ein Supplement. Ein solches müßte ein allezeit fertiger Rechner und stets um den Prinzipal sein. Allerdings würde es meist schwer halten, Letztern zu vermögen, sich unter die Leitung eines Supplements zu stellen. Doch schwer hin, schwer her, seit Napoleon existirt keine Unmöglichkeit, und ist jene Schwierigkeit überwunden, so lassen die Vortheile für den Prinzipal, seine Freunde, Verwandte und Kinder sich gar nicht absehen. Ist er Landeigentümer und will bauen, pflanzen, veredeln, gleich legt ihm das Supplement den Kostenanschlag vor. Will er nach Frankreich, England, Italien reisen, oder sich mit einer Operntänzerin liiren — das Supplement sagt ihm ganz trocken, daß er dazu kein Geld hat. Kann er kein Pferd, keinen Hund, kein Gewehr, keine Bijouterie, kein Gemälde, kein Buch, kein noch so albernes Rococo sehen, ohne nach dem Besitze zu lüsten — laßt ihn unbesorgt alle Bazars, Arkaden, Passagen, Curiositäten-Läden und Auktionen besuchen, das Supplement ist ihm zur Seite. Er will seinen Freunden ein Souper geben, Austern, Champagner, Straßburger Gänseleber und Ananaspunsch — das Supplement bewilligt eine Schöpfkeule mit Teltower Rübchen, Forster und Asmannshäuser, Straßburger Gänseleber und à Person ein Glas Grog, und am nächsten Morgen hat weder der Prinzipal, noch sein Supplement, noch einer seiner Gäste den Magenjammer. Kurz und gut, für ein im Verhältniß nicht der Rede werthes Honorar rettet das Supplement einen vielleicht braven Mann vor zeitlichem und ewigem Verderben.

Wie der Verschwender würde derjenige ein Supplement bedürfen, der das Gegentheil ist — der Knicker, der Geizhals, der Filtz. Das Supplement würde ihn zu erinnern haben, wann er Geld verthun, wo er freigebig sein solle. Doch verzichte ich auf die Hoffnung, daß ein solcher Mensch ein Supplement in Lohn und Brod nimmt. Einen Verschwender getraue ich mir dahin zu bringen, daß er sich einen Gesellschafter gefallen läßt, der ihn gegen sich selbst beschützt. Ein Filtz, ein Geizhals, ein Knicker würde sich von vorn herein an Lohn und Brod stoßen, und so mag er meinetwegen sein Geld behalten und Leib und Seele verlieren.

Hiermit sind die Fälle lange nicht geschlossen, die ein Supplement nöthig machen. Der Schüchterne bedarf eins, das ihm Muth einflößt, wenn das Glück seines Lebens von einer Liebeserklärung, das Erlangen eines Amtes von einem raschen Vortreten abhängt. Jedes Mädchen bedarf eins, das ihm zuflüstert, wo es Ja statt Nein, Nein statt Ja sagen soll. Viele Frauen bedürfen eins, das ihnen winkt, wenn sie zu laut lachen oder zu glücklich aussehen. Die meisten unserer jungen Männer bedürfen eins, das sie abhält, naseweis zu sein. Zerstreute Menschen bedürfen eins, wenn Jemand sie anredet oder sie halb gekleidet in Gesellschaft gehen wollen. Selbst kluge Männer und kluge Frauen, die so gut sprechen, daß sie am liebsten sich selbst sprechen hören, bedürfen ein Supplement, das ihnen zu Zeiten die Hand auf den Mund legt; — auch Andere wollen reden. Langweilige Erzähler müssen schlechterdings ein Supplement haben, das ihnen bemerklich macht, wenn die Zuhörer einschlafen. Unglückliche Witbolde müssen sich eins auf den Mund setzen, damit es ihnen nöthigen Falls die Lippen zukneipe. Alle Langzüngige und Leerköpfige bedürfen eins, und da es bei ihnen sich ebenso sehr um ein öffentliches wie um ein Privat-Interesse handelt, müssen ihre Supplemente zur Hälfte aus Staatskassen besoldet werden — es wäre denn der Langzüngige oder Leerköpfige ein reicher, junger Mann, den nehme ich aus, einmal, weil es überhaupt problematisch, ob die geistigen Defecte eines solchen bemerkt werden, und dann, weil, wenn er sich in dieser Weise nachhelfen läßt, ihm das so

erflecklichen Gewinn bringt, daß er dafür aus eigenen Mitteln bezahlen kann.

Noch einen Fall muß ich erwähnen. Es geschieht und ist geschehen, daß Jemand, der durch seine Geburt ein Anrecht auf hohe Stellung im Staate zu haben wähnt, wenig Kopf oder wenig Lust hat, Etwas zu lernen. Dem muß Vorsichts halber schon von der Geburt an ein Supplement gehalten werden, das während der Schulzeit für ihn die Lectionen lernt und die Ausarbeitungen fertigt, die Rahenpfötchen in Empfang nimmt und die Balgereien besorgt, ihn dann zu ähnlichen Zwecken auf die Universität begleitet, später ebenmäßig beschäftigt mit ihm reist und sein ganzes Lebelang ihm Geschmack und Weisheit suppeditirt. Wie berühmt bei Mit- und Nachwelt ein solcher Mann sterben würde!

Ich bin mit meinem Thema kaum zum kleinsten Theile fertig, glaube aber, daß die Leser alles Uebrige sich selbst denken können, und fürchte den freundlichen Rath, mich von einem Supplemente belehren zu lassen, wenn es Zeit, die Feder wegzulegen. Hier liegt sie. W. S.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Weimar im December 1813.

(Schluß.)

Präsident Peucer hat einmal Uebersetzungen französischer Dramen unter dem Titel: „Klassisches Theater der Franzosen“ herausgegeben, sie sollen recht coulant sein; ich kenne sie nicht. Einige Gelegenheitsgedichte hab' ich von ihm gesehen, die ihrem Zwecke entsprechen. Er hat sich stets sehr freundlich gegen jüngere, strebende Schriftsteller benommen und ist darum auch wieder freundlich genannt worden. — August Bärck hatte einmal einen nicht unbedeutenden poetischen Anlauf genommen im „Heinrich von Ofterdingen“ zc., allein man scheint dem jungen Manne damals so viel in den Kopf gesetzt zu haben, daß nichts mehr daraus hervorkam, es bei dem Anlauf blieb und er unter die einmal vielversprechenden Verschollenheiten gerechnet wurde; jetzt ist er als Historiker wieder aufgetaucht, wie ich höre. Er war lange krank und suchte in dieser Zeit in öffentlichen Blättern für den alten Ruhm Weimars zu streiten und hob die Vorzüge der Stadt, wie er nur konnte, hervor. Jetzt hat er sich von dem undankbaren Vaterlande,

welches so wenig das, was er für dasselbe that, schätzen wollte, wegwendet. Er ist bei zu großer Lebhaftigkeit sehr nervös und darum oft absprechend und unverträglich. — Freiherr von Biedenfeld, ein vielunterhaltender und vielerfindender Gesellschafter, großer Jagdliebhaber, Blumenzieher, recht coulanter Uebersetzer und Sammelwerkschreiber, und dabei ein lieber, guter Mann. Voilà tout. — Jetzt muß ich Amalie Winter nennen, weil sie von dem Baron in die Schriftstellerwelt eingeführt worden und er gar viel Correspondenz für sie geführt hat. Amalie Winter ist zu einem Ruf gekommen, man weiß nicht wie, und sie wird es noch weniger wissen. Freilich kann man sich eine fleißigere Uebersetzerin kaum denken; jeden Tag liefert sie ein großes Pensum, welches der Herr Baron durchsieht. In ihrer Werkstatt kann man einmal wieder sehen, wieviel die deutsche Presse Uebersetzungen verschlingt und wieder von sich giebt — dem guten deutschen Publikum. Doch hat auch Amalie Winter Novellen und Erzählungen geschrieben, die doch wirklich zumeist recht sad und langweilig sind. Sogar Kinderschriften hat sie in ihr Gewerbe gezogen. Ja, die Frauen vermögen viel! wenn sie sich nicht mehr mit Liebe und Liebesleiden beschäftigen und Romane spielen können, versuchen sie welche zu schreiben, statt ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung der Kinder zu wenden, schreiben sie für Kinder. — Pagenrath Sonderhausen hat mancherlei Tragödien und Operntexte geschrieben und ist groß in der Sentimentalität. — Dr. Panse redigirt die „Weimarische Zeitung“ und schrieb einst eine „Geschichte Preußens“, die gar keine Anerkennung finden will. Er ist großherzoglich Weimarischer Legitimist und fürstlich Greiz-Schleiz-Lobensteinischer oder herzoglich Meiningenscher Legationsrath. — Dr. Weissenborn, gründlicher Kenner der englischen Sprache, Naturforscher, Uebersetzer und Mitarbeiter an einigen wissenschaftlichen englischen Journalen. — Nun einige jüngere Dichter: Alexander Rost, der sich jetzt in irgend eine Provinzialstadt verirrt hat und daselbst sitzen geblieben ist, hat zwei Dramen geschrieben, von denen eins, „Kaiser Rudolph“, in Weimar aufgeführt worden ist, das andere, „Friedrich mit der gebissenen Wange“, der Aufführung noch wartet. Der junge Mann hat Talent, aber nicht Kraft genug, es auszubilden; dabei wurde er im Anfange als ein großes Genie verschrieen und wird sich jetzt für ein verkanntes halten; das giebt einen verbissenen Ingrim, einen Unmuth gegen die Welt und den Nagel zum Sarge der Production. Ein solches verkanntes, nichtsthuendes Genie ist auch August Hugo, der einige recht hübsche Gelegenheitsgedichte gemacht hat; das sind seine Werke und an denen sollt ihr ihn erkennen. Noch zwei fremde Dichter sind in den letzten Jahren nach Weimar gekommen, Apollonius von Maltis, russischer Ministerresident am großherzoglichen Hofe, und Herr von Plöb, Königl. sächs. Kammerherr; dem Erstgenannten besonders schreibt man ein recht schönes, poetisches Talent zu; doch hab' ich von beiden Herren noch nichts gelesen, kann also über den Werth ihrer Leistun-

gen nicht urtheilen. Ebenso geht es mir mit dem Hofrath Schöll, der als Director der hiesigen Kunstanstalten angestellt ist. Er begleitete Otfried Müller auf seiner Reise durch Griechenland und soll bereits viel Anerkennenswürdiges über Kunst geschrieben haben. Noch eine Impotenz muß ich erwähnen, die unter der Firma: „der alte Krieger“ in einige öffentliche Blätter — schreibt; wie es möglich ist, daß diese Journale solches Correspondenzzeug, in welchem „der alte Degenknopf“ und Kriegerfeste eine Hauptrolle spielen, aufnehmen können, mögen sie selbst verantworten. Weimar aber und das dortige Leben erscheint in diesen Mittheilungen weit alberner und spießbürgerlicher, als es wirklich ist. Es ist in der That zu verwundern, wie man diesem die Stadt und das Land öffentlich blamirenden Scribenten das Handwerk noch nicht hat legen können. Das die Schriftsteller, nun die Maler, doch versteh' ich von ihrer Kunst zu wenig und nenne sie nur; zuerst Preller und Meher, und diese noch zehn Mal mit dem talentvollen Schüler des Erstern, Hummel, dann Kaiser, Frau Professor Seidler, Lieber und ich weiß Niemand mehr. Doch — es lebte einmal hier ein gewisser Aquarell-Portraitmaler Schramm, den ein gewisser Schriftsteller, der aber von der Kunst nicht viel mehr verstehen mag, als meine Benigkeit, in öffentlichen Blättern als einen großen Maler anpries, und dem Menschen, bei dem es übrigens gleichviel ist, ob Jude oder Nichtjude, wirklich einen Namen machte, daß Leute, die ebenso viel von der Malerei verstanden, den Herrn Schramm für einen eminenten Künstler hielten. Herr Schramm wurde großherzoglich sächs. Professor und Hofmaler. Er reiste mit Empfehlungen nach Holland und erhielt dort Arbeit, Geld und Orden. An diesem Maler kann man es sehen, wie weit es modische Charlatanerie bringen kann. — Jetzt kommen die Musiker an die Reihe; schade, daß ich von Musik eben nicht mehr verstehe, als von der Malerei, sonst würde ich wohl unter die Legion Componisten fahren, die in Weimar ihr Unwesen treiben. Höre, Welt, und staune! Das kleine an und für sich unmusikalische Weimar hat allein eine Mandel — funfzehn mit der Zugabe, also sechszehn — Operncomponisten; doch eben weil die Stadt so unmusikalisches ist, konnte diese Compagnie aufkommen und eine solche Verheerung in dem noch übriggebliebenen musikalischen Takte der Weimaraner anrichten, daß Weimar die bevorzugte Stadt Deutschlands ist, in welcher die complicirte Bärenmusik von Berlioz verstanden wurde, wie dieser in seinen vielbesprochenen musikalischen Episteln schreibt. — So bin ich denn an das Theater gekommen und sollte lieber vor demselben stehen bleiben. Ja, beim Himmel, das will ich; denn ich bin kein Schatzgräber, der nächtlicher Weile noch Schätze in einer Ruine hervorzuheben versteht. Das Weimarsche Theater hat zwar noch einen Schatz an Genast, wenn er der Oper entsagen und sich ganz dem Schauspiel widmen will; es hat auch noch einige versunkene Größen, wie Durand und Seibel mit ihren Frauen; Winterberger und die Damen Genast, Röckel

und Stör können noch Etwas leisten. — Doch genug! ich will ja vor dem Theater stehen bleiben.

Unter den literarischen Anstalten sind hervorzuheben: die großherzogliche Bibliothek und das Lesemuseum. Erstere ist mit großer Liberalität der Benutzung der Weimarschen Bewohner geöffnet. Auf das Museum aber kann Weimar stolz sein, denn wenig Journalinstitute Deutschlands sind so reich versorgt und so wohl eingerichtet. Man findet daselbst die vorzüglichsten politischen Journale Deutschlands, eine gute Auswahl französischer und englischer, sowie die besten belletristischen und literarischen Zeitungen, Reviews und Revue's, sowie auch eine bedeutende Anzahl Zeitungen für Fachgelehrte in dem großen Lesesaal, in welchem eine musterhafte Ordnung herrscht bei wirklich splendor Ausstatung. Außerdem sind noch Unterhaltungszimmer da. Der Secretair des Museums, Herr Musculus, verdient alle Anerkennung für die Aufsicht, die er führt. Lokal und Heizung giebt der Großherzog, dafür werden die Journale nach Jahresfrist an die Bibliothek abgegeben, wo sie dann zu allgemeinem Nus und Frommen dienen.

Nun bleiben mir noch die Gesellschaft und die Gesellschaften übrig. Das will ich jedoch kurz abthun; in meiner Einleitung hab' ich sie schon einigermaßen charakterisirt. Ein kleinlicher Beamten Sinn muß in einer kleinen Stadt, wo sich Alles um den Hof und die Collegien dreht, vorherrschen. In Weimar aber möchte man sich aus dem Grunde über einen solchen wundern, weil man an die glorreiche, alte Zeit und ihre Einwirkung auf die Weimarsche Denk- und Lebensweise denkt; allein sie haben den Philisterrinn nur noch mit einer größeren Einbildung auf seinen Werth und seine Würde verstärkt. Die meisten Weimaraner betrachten den müßigen Aufenthalt der großen Geister in den Mauern ihrer Stadt als eine Erbschaft, die ihnen von Gott und Rechts wegen zukomme, und haben einen ganz absonderlichen Stolz darauf; sie können sich von dem Gedanken gar nicht trennen, daß Weimar eine herrliche, hochgebildete Stadt sei, an deren hoher Bildung und großem Ruhme ein Jeder von ihnen Theil habe. Darum sind sie auch in ihren Urtheilen über Kunst und Wissenschaft gewöhnlich sehr bestimmt und absprechend. Dabei ist der Weimaraner sehr vergnügungslustig. Eine Menge Orte in der Stadt und in der Umgebung derselben giebt ihm hierzu Gelegenheit. Unter den jungen Mädchen in Weimar giebt es viel hübsche; doch verblühen sie meist bald, und dann mag wohl die große Tanzwuth viel Schuld haben. Während des ganzen Sommers, auch bei größter Hitze, sind Tanzvergnügungen, die von den verschiedenen Gesellschaften regelmäßig angestellt werden. Ein großer Theil der jungen Damen weiß von nichts, als Tanz, Partien und Theater zu reden. Früh an Vergnügungsjagd gewöhnt, sind sie in der Bildung sehr zurück, und dabei leitet sie ihre Erziehung auch dahin, daß sie einstens nicht einmal dem Hauswesen gut vorstehen können. Daß es jedoch auch Damen bei uns giebt, die sich durch geistige und moralische Bildung auszeichnen, braucht ja

wohl kaum erwähnt zu werden; doch ist die Zahl nicht eben zu groß. — Der geschlossenen Gesellschaften, der Berberb wahrer, frei sich bewegender Geselligkeit, giebt es eine Unzahl in Weimar; doch sind aus ihnen hervorzuheben: die „Armbrustschützen-Gesellschaft“, in welcher namentlich Bürger ein heiteres, lustiges Leben zu führen suchen, und die „Erholung“, in welcher höhere und mittlere Beamte, Kaufleute und Künstler sich bewegen. Die „Erholung“ nimmt eine achtungswerthe Stellung ein, und ist der dort herrschende Ton, bei allem Kasten-geiste, ein sehr anständiger, ein nobler. Die Mehrzahl

der diese Gesellschaft besuchenden Mitglieder sucht sich vorzüglich an Winternachmittagen und Abenden mit Kartenspiel zu beschäftigen und so die Zeit hinzubringen. Aber was soll ich noch viel hierüber reden; es ist als mehr oder minder in fast allen kleinen Städten in ähnlicher Weise. Und nun könnte ich noch diesem Aussag irgend einen pikanten Schluß geben; aber ich habe mich müde geschrieben, will mein Licht auslöschten und zur Ruhe gehen.

## F e n i f f e t o n .

Baiersche National-Anekdote. Zu einem Bischof von Freisingen kam einst ein Pfarrer. Der Bischof fragte ihn: „Woiz?“ (was wollt's?) Die Antwort war: „Hoiz“ (Holz). Darauf der Bescheid: „Soiz“ (sollt's haben).

— Die Studenten müssen jährlich viermal zur Beichte gehen und sich darüber mit einem vom Beichtvater unterschriebenen Scheine bei den Professoren ausweisen. Alle Sonn- und Feiertage müssen sie die für sie besonders abgehaltene Messe und Predigt anhören und ihren Besuch durch das eigenhändige Aufschreiben auf einen dazu bestimmten Bogen beweisen. In den Collegien sind die dem Katheder zunächst befindlichen Plätze, auf denen bei der Größe der Säle und der Masse der Schüler allein Etwas zu hören ist, verkauft, und also nur von Reichen besetzt. Die Assistenten, die durch eine besondere Verordnung verpflichtet sind, unentgeltlich mit den Hörern Wiederholungen abzuhalten, lassen sich von jedem Schüler 6 Fl. Conv. (4 Thlr.) zahlen. — Wo? In Spanien, oder in Sardinien, oder in Russland? — Nein. — Wo denn? — In Wien!

Die holländischen Städte (sagt Wienberg) unterscheiden sich weniger durch ihren Anblick, als durch ihren Geruch. Schiedam und Gouda z. B. sehen sich ähnlich, wie ein Holländer dem andern; allein Gouda riecht nach Käse und gebrannten Pfeifen, Schiedam aber nach gebranntem Wachholder. Es ist nämlich mit den holländischen Städten nicht so, wie mit den deutschen, daß man an einem Orte eine mannigfache, für Stadt und Umgegend hinreichende Industrie treibt; hier hat vielmehr jede Stadt ihr ausschließliches Getriebe, das sie

sich unter einander nicht streitig machen. So ist Gouda die einzige Stadt in Holland, welche die bekannten, weit verführten, holländischen Pfeifen bückt, wozu sie den Thon, wenn ich nicht irre, aus dem nördlichen Brabant erhält; so ist Schiedam die einzige Stadt, welche Genever brennt und nicht allein Holland und die Holländer, sondern auswärtige Liebhaber in großer Anzahl mit diesem Getränke versorgt: Thurm und Häuser sind schwarz von ewigem Dampfe, selbst die weißen Mützen und Schürzen der Weiber sehen nicht so reinlich aus, wie anderswo. So kann man sagen, daß Amsterdam vorzugsweise nach Pfeffer, Delft nach Töpfen, der Haag nach Orangen, und vor Allem Harlem nach Blumen und Blumenzwiebeln riecht. — Harlem ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. Seine Gärtner sind reiche Sklavenhändler, welche die rosigen und tulipanschen Schönheiten für die Harems der Vornehmen und Reichen auferziehen. In früherer Zeit ging der Handel mit den süßen Geschöpfen beinahe in's Unglaubliche; es kostete eine schöne Tulpe in der That nicht viel weniger, als eine schöne Georgierin oder Sirkassierin. Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden, sauber gemalt, an verliebte und verrückte Blumenprinzen in Europa umher versandt. Noch jetzt sind aus den Registern der Harlemer Blumenhändler die erstaunlichen Preise zu ersehen, wofür diese und jene Blume verhandelt worden. So kostete die Tulpe, genannt „Admiral Lieffens“, ihrem Liebhaber 5200 Fl., und eine andere, der „Semper Augustus“, wurde mit 4500 Fl. bezahlt. Es gab Jahre, in welchen die Stadt Harlem 10 Millionen Fl. im Blumenhandel stecken hatte.

19.

Druck von Philipp Reclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.